



Adnsonia digitata
Kicik



Al Lagawa

Dilling

Al Kaba

Al Kaba

Al Kaba

Al Kaba

Al Kaba

Al Kaba

Al Kaba

Al Kaba

Al Kaba

Al Kaba

Al Kaba

„Meine Philosophie ist anzufangen“

Mit Videokamera, Audiogerät und Notizblock dokumentieren Wissenschaftler vielerorts bedrohte Sprachen: eine kurze Reise um die Welt.

Etwa zwei Drittel der weltweit rund 6500 Sprachen sind vom Aussterben bedroht. Bedingt durch globale und nationale Einflüsse geben vor allem kleine Völker ihre – oft nur mündlich überlieferten – Sprachen auf. Verloren geht damit viel mehr, nämlich ein Stück des kulturellen Gedächtnisses der Menschheit. Seit 1999 fördert die Stiftung die Dokumentation bedrohter Sprachen und führt dabei Forscherinnen und Forscher unterschiedlicher Disziplinen und Länder zusammen. Drei Projekte illustrieren dies beispielhaft.

Ein Hotelzimmer in Karthoum im Jahr 2003. Das Telefon klingelt. Er werde an der Rezeption erwartet, ist vom anderen Ende der Leitung zu hören. „Mein erster Gedanke war damals: Das sind Leute vom Geheimdienst!“, erinnert sich Professor Dr. Gerrit Jan Dimmendaal, als sei es gestern gewesen. Der holländische Sprachwissenschaftler vom Institut für Afrikanistik der Universität Köln befand sich gerade auf einer Forschungsreise in der sudanesischen Hauptstadt. Erwartet wurde der heute 53-Jährige jedoch von 15 Angehörigen der Tima; ein Volk, das in den Nuba-Bergen im Zentralsudan zu Hause ist. „Sie baten mich, eine Orthografie für ihre Sprache zu entwickeln, um Kinder unterrichten zu können.“ Der Zufall war Auslöser für ein Forschungsprojekt, das die VolkswagenStiftung nun im Rahmen ihrer Förderinitiative zur „Dokumentation bedrohter Sprachen“ (Dobes) seit Beginn des Jahres 2006 mit rund 300.000 Euro unterstützt.

Unterwegs in Afrika: im Sudan zu Gast bei den Tima

Zum Projektteam gehören neben Dimmendaal und der Kölner Sprachwissenschaftlerin Gertrud Schneider-Blum auch der Leiter des Department of Linguistics der Universität Karthoum Abdel Rahim Mugaddam sowie die sudanesischen Doktorandinnen Abeer Bashir und Suzan Alamin. Mit der Einbindung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern vor Ort leistet das Projekt, eines der wenigen seiner Art in Afrika, einen wichtigen Beitrag zum „Capacity Building“ – also auch zur wissenschaftlichen Nachwuchsförderung – im Sudan, wo sich Forschung und Lehre seit Jahrzehnten durch politische Unruhen und Bürgerkriege kaum entwickeln konnten. Mugaddam hat gelernt, pragmatisch mit solchen Situationen umzugehen. „Meine Philosophie ist anzufangen, auch wenn die Rahmenbedingungen schlecht sind.“



Die Kölner Wissenschaftler Professor Dr. Gerrit Jan Dimmendaal und Dr. Gertrud Schneider-Blum besprechen mit ihrem sudanesischen Kollegen Professor Dr. Abdel Rahim Mugaddam von der Universität Khartoum Fragen zu dem im Forschungsprojekt erstellten Tima-Pflanzenführer (siehe auch Bild links), der zudem in einer Multimedia-Version dokumentiert wird. Insbesondere die Kartierung der Bezeichnung von Pflanzen, vor allem Bäumen, spielt eine wichtige Rolle.



Das aktuell im Sudan aufgezeichnete Videomaterial von Dr. Gertrud Schneider-Blum wird digitalisiert und gemeinsam gesichtet: Aus der Ferne grüßt auf dem Bildschirm die sudanesische Forschungsassistentin Abeer Bashir (Bild oben). Durch sie und ihre Kollegen wird das im Zuge der Sprachdokumentation gewonnene Know-how hoffentlich langfristig im Sudan verankert (Bild unten, von links): Professor Dr. Abdel Rahim Mugaddam und die Mitarbeiterinnen Suzan Alamin und Abeer Bashir vor dem Department of Linguistics der Universität Khartoum.

Die Nuba-Berge, ein Gebiet von der Größe Belgiens, sind eine Art Auffangbecken für mehr als 40 der 140 Sprachen des Sudan. Wissenschaftlich erforscht ist bisher kaum eine. Tima sprechen etwa 5000 Menschen. Allerdings verwenden diese neben ihrer Muttersprache in der Regel noch zwei bis drei weitere regionale Sprachen, dazu Arabisch als Nationalsprache und Englisch. Im Alltag verliert Tima damit mehr und mehr seine Funktion und wird weniger an Kinder weitergegeben – „ein Prozess, den wir nicht aufhalten können“, sagt Dimmendaal. Doch die Forscher können helfen, das in der Sprache verborgene kulturelle Wissen festzuhalten, darunter viele linguistische Besonderheiten. Mit Audiogeräten und Videokamera nehmen sie Textbeispiele auf, unter anderem Erzählungen, Lieder, Tänze und Alltagsberichte. Die Daten werden transkribiert, analysiert, ins Englische und Arabische übersetzt und mit Kommentaren versehen. Gespeichert im elektronischen Archiv für bedrohte Sprachen (www.mpi.nl/DOBES), das ebenfalls mit Geldern der Stiftung entwickelt wurde, stehen sie dann weiteren Forschungen, vor allem aber den Tima selbst zur Verfügung.

Dass die Sprechergemeinschaft das Projekt voll unterstützt, ist vor allem Abdel Rahim Mugaddam zu verdanken. Von seinen Kollegen scherzhaft „Mr. Facilitator“ genannt, übernimmt er nicht nur die Organisation im Feld, sondern ist auch permanent für die Tima ansprechbar und bindet darüber hinaus die Dokumentation in die Lehre ein. Abeer Bashir und Suzan Alamin gehören zu den ersten afrikanischen Expertinnen auf dem Gebiet der Sprachendokumentation. Die mehrfachen Mütter haben sich gegen die Einwände von Verwandten durchgesetzt und schöpfen nun Dank der Unterstützung ihrer Ehemänner und Familien alle Möglichkeiten des Projekts aus. Zum Beispiel allein zu Konferenzen reisen, wo sie Kontakte zu Sprachwissenschaftlern auf der ganzen Welt knüpfen. Dimmendaals Traum ist, dass seine sudanesischen Kolleginnen und Kollegen die Arbeit später eigenständig weiterführen können. „Jetzt muss nur noch die politische Lage stabil bleiben.“

Im schwierigen Umfeld: Feldforschung im Iran

Welchen Einfluss die politische Situation auf Forschungsbedingungen haben kann, weiß auch Professor Dr. Ludwig Paul vom Asien-Afrika-Institut der Universität Hamburg. Der Linguist beschäftigt sich seit mehr als zwanzig Jahren mit Sprachen im Iran. Seit Oktober 2007 erforschen er und Dr. Geoffrey Haig, Privatdozent am Seminar für Allgemeine und Vergleichende Sprachwissenschaft der Universität Kiel, sowie Professor Dr. Philip Gerrit Kreijenbroek vom Seminar für Iranistik der Universität Göttingen das Gorani – gefördert von der VolkswagenStiftung mit rund 300.000 Euro. Gorani wird von rund 1500 Menschen in der Provinz Kermanschah im Westen Irans gesprochen und ist eng mit Kurdisch und Persisch verwandt. Noch im Mittelalter als Kultur- und Literatursprache verbreitet, verlor Gorani im Laufe der Jahrhunderte an Bedeutung.

Viele der noch existierenden iranischen Sprachen sind heute durch Nationalsprachen wie Persisch oder durch regionale Verkehrssprachen wie Kurdisch stark gefährdet. Bei den Goran kommt erschwerend hinzu, dass eines ihrer drei Dörfer vor kurzem einem Staudamm weichen musste. „Bei diesen Rahmenbedingungen ist es nur eine Frage der Zeit, bis die Sprache untergeht“, sagt Paul. Dabei sei gerade das Gorani wichtig für das Verständnis der westiranischen Sprachfamilie. „Im Persischen gibt es Phänomene, die man nur erklären kann, wenn man bestimmte Dialekte kennt.“

Was das Gorani besonders interessant, seine Erforschung aber auch brisant macht, ist seine Verbindung mit der Minderheitenreligion Ahl-i-Haqq, deren Geschichte vermutlich bis in die vorislamische Zeit zurückreicht. „Die Ahl-i-Haqq haben im Iran einen schweren Stand“, sagt Geoffrey Haig. „Sie sind säkularer eingestellt als die iranischen Schiiten.“ Für die Forscher ist es deshalb ein schwieriger Spagat, einerseits die Goran, die um den Verlust ihrer Kultur fürchten, zu unterstützen und sie andererseits durch die Zusammenarbeit im Projekt nicht zu gefährden. Ihre große Offenheit hat das Team deshalb überrascht, ebenso wie die unerwartet hohe Zahl von religiösen Texten, die in einer besonderen Variante des Gorani überliefert sind und noch heute in Riten der Ahl-i-Haqq verwendet werden. Die Erforschung dieser Texte stellt eine besondere Herausforderung dar; auf die Ergebnisse sind die Wissenschaftler schon jetzt sehr gespannt.

Das Projekt zeigt auch, wie wichtig die Einbindung in der Region heimischer Berater ist. So sind dank der Freundschaft der iranischen Projektmitarbeiterin Parwin Mahmudweyssi mit einem der religiösen Führer die Europäer, allen voran Religionswissenschaftler Philip Kreijenbroek, wohl die ersten westlichen Wissenschaftler, die Religion und Riten der Ahl-i-Haqq mit Unterstützung der Religionsgemeinschaft umfassend dokumentieren dürfen.



Gorani, eine bedrohte Sprache im West-Iran, wird schätzungsweise von nur noch 1500 Menschen gesprochen. Homeira, Nasrin, Haide und Parwin gehören zu ihnen und unterstützen das Dokumentationsvorhaben von Wissenschaftlern aus Hamburg, Kiel und Göttingen (Mitte: Projektleiter Dr. Geoffrey Haig von der Universität Kiel).

Im Mittelpunkt des Projekts steht jedoch die Alltagssprache der Goran, die Paul, Haig und Mahmudweyssi erforschen. Vor allem ältere Leute sind bereit, mit den Forschern zu sprechen. Und das nicht nur über Alltägliches wie die Walnussernte, Märchen oder Legenden. Im Herbst 2007 befragte das Team Menschen im Dorf Zarde, in dem Ende der 1980er Jahre bei einem irakischen Gasangriff etwa sechzig Menschen ums Leben kamen. „Allein, dass jemand

Bedrohte iranische Sprachen bewahren

Ende August 2007 beschäftigten sich an der Universität Kiel zwei Dutzend Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie Studierende im Rahmen einer Sommerschule mit den technischen, praktischen und theoretischen Grundlagen der Sprachdokumentation – und zwar am Beispiel bedrohter iranischer Sprachen. Ziel war es, dass die Teilnehmer künftig selbst in der Lage sind, Sprachen für die Nachwelt festzuhalten. Die Förderung der zehntägigen Sommerschule durch die Stiftung machte es möglich, dass insbesondere Interessenten aus dem Iran und benachbarten Ländern die Veranstaltung besuchen konnten. „Wir haben uns sehr gefreut, dass der politischen Lage zum Trotz Teilnehmer sowohl aus dem Iran als auch aus England, den USA und Israel kamen“, sagt die Mitinitiatorin der Veranstaltung Professorin Dr. Ulrike Mosel von der Universität Kiel. Auch Gäste aus der Türkei und aus Aserbaidschan waren unter den angemeldeten Anthropologen, Sprach- und Musikwissenschaftlern. Als Dozenten konnten vor allem Forscherinnen und Forscher gewonnen werden, die im Rahmen der Förderinitiative zur „Dokumentation bedrohter Sprachen“ seit sieben Jahren weltweit entsprechende Dokumentationsprojekte vorantreiben.

So war es auch möglich, sich einem anderen Ziel der Organisatoren zu nähern: die Grundlage zu schaffen für eine Zusammenarbeit von Forschern vieler Nationen mit ihren Kollegen an iranischen Hochschulen. Iranische Sprachen werden in Pakistan, im Iran, in Afghanistan, Tadschikistan, Usbekistan, im Irak und in der Türkei gesprochen – teil-

weise auch im Kaukasus und im Oman. Die meisten sind in hohem Grade gefährdet oder werden unwiderruflich aussterben. Ihre Vielfalt spiegelt sich wider in der Bandbreite der kulturellen Gegebenheiten, in denen sie gesprochen werden. Nicht zuletzt schließt das einige sehr kleine und bedrohte Religionsgemeinschaften ein – etwa die Zoroastrer, Ahl-i Haqq oder Yezidis.

„Um langfristig zu erreichen, dass die Sprachen erhalten bleiben, müssen die Menschen vor Ort die Sprache richtig dokumentieren lernen. Ein Forscher aus dem eigenen Kulturkreis hat es mit Informanten viel leichter“, erläutert Dr. Geoffrey Haig, Initiator der Sommerschule am Seminar für Allgemeine und Vergleichende Sprachwissenschaft der Universität Kiel. Die Arbeit erfordere daher ein hohes Maß an kultureller Sensibilität: „Allein der Anblick eines Mikrofons kann die Menschen vollkommen verschließen!“ Daher lernten die Teilnehmer nicht nur die wissenschaftlichen Methoden der Sprachdokumentation, sondern auch den sensiblen Umgang mit den Menschen bedrohter Sprachgemeinschaften. Ganzheitliche Aufnahmen, beispielsweise ein Video einer Hochzeit aufzuzeichnen, seien – wenn überhaupt – nur für einen Familienangehörigen möglich. „Im Idealfall gelingt unseren Sommerschuleteilnehmern im heimatischen Iran aber sogar das. Dann wissen wir: Sie wenden die erlernten Methoden erfolgreich an“, sagt Linguist Haig. Gerade das Beispiel dieser Sprachen zeigt somit auch, wie eng Sprach- und Kulturdokumentation letztlich miteinander verwoben sind.

Christian Jung

ihre Erlebnisse hören wollte, war für die Goran eine positive Erfahrung“, erinnert sich Haig. „Erzählungen wie diese haben das Potenzial, zu Mythen zu werden.“

Gern würden die Wissenschaftler noch intensiver mit iranischen Kollegen zusammenarbeiten. Zu einer von der Stiftung geförderten Sommerakademie 2007 hatten sie daher auch iranische Experten geladen (siehe Textkasten). „Offizielle Kontakte sind jedoch schwierig und fordern einen sehr hohen bürokratischen Aufwand“, sagt Paul. Sein Bild vom Iran hat dennoch wenig gemein mit dem des autoritären, anti-westlichen Staates, das westliche Medien oft vermitteln. „Als Ausländer kann man sich dort frei bewegen, vorausgesetzt, man beachtet gewisse Regeln.“

Indonesiens Inseln – oder: inmitten sprachlicher Vielfalt

In einer völlig anderen Region der Erde forscht Nikolaus Himmelmann. Der Professor vom Institut für Allgemeine Sprachwissenschaft der Universität Münster ist bereits ein „alter Hase“ in Sachen Sprachendokumentation. Nach Peru und Ost-Timor hat ihn sein drittes von der Stiftung gefördertes Projekt im Jahr 2006 auf die indonesische Insel Sulawesi verschlagen. Vor zwanzig Jahren stieß er dort bei ersten Feldforschungen auf elf Sprachen, von denen fast die Hälfte bedroht ist. „Ich hätte am liebsten alle bearbeitet“, sagt der 49-Jährige heute. Seine Wahl fiel auf Totoli, von dem er annimmt, dass es eine wichtige Rolle in der austronesischen Sprachenfamilie spielt. Woher es kommt und wie es mit den benachbarten Sprachen zusammenhängt, ist bisher unbekannt. Mit einem deutsch-indonesischen Team von Linguisten und Anthropologen will Himmelmann das Totoli nun erstmals umfassend beschreiben. Dafür stellt die Stiftung 325.000 Euro zur Verfügung. Die Ergebnisse sollen später weitere Forschungen ermöglichen – auch wenn die Sprache dann vielleicht schon längst nicht mehr existiert.

Von den 25.000 Totoli, die im Norden der Insel in der Stadt Tolitoli Kota und in vier 80 Kilometer entfernten Dörfern leben, beherrscht nur noch jeder Zehnte seine Muttersprache. „Viele Totoli waren früher der Meinung, dass ihre Sprache zu bäuerlich wirkt“, sagt die junge Münsteraner Linguistin Claudia Leto. Die meisten schickten deshalb ihre Kinder auf entfernte Schulen, wo sie auf Indonesisch unterrichtet wurden. Auch zog der Norden, dessen Wirtschaft seit Jahrzehnten durch den Anbau von Nelken und die Zucht von Garnelen florierte, Buginesen und Makassaren aus dem Süden an, deren Sprache sich in Politik und Gesellschaft seitdem immer mehr durchsetzt.

Claudia Leto interessiert vor allem Spontansprache und Konversation quer durch alle sozialen Schichten. „Damit kann man die Struktur einer Sprache viel besser erfassen als mit gelesenen Texten“, sagt die 36-Jährige. Mit Videokamera, Fotoapparat und Notizblock folgen sie und der Muttersprachler



Gorani sprechende Männer und Jungen bei einer religiösen Zeremonie, der „Nazr“ (Bild oben). Der rechts sitzende Fereydu Hosseini öffnete als religiöser Führer den Wissenschaftlern aus Deutschland bei der Sprachgemeinschaft die Türen für Interviews. Projektmitarbeiterin Parwin Mahmudweysi aus Hamburg (Bild unten, rechts) interviewt drei Frauen in der westiranischen Provinz Kermanschah, um über die Sprachdokumentation zumindest Teile der Kultur ihrer Volksgruppe, der Goran, bewahren zu können.



Linguistin Claudia Leto aus Münster möchte bei ihren Forschungen zu Sprache und Kultur der Totoli auf Sulawesi vor allem die spontane Kommunikation des Alltags erfassen: Das Bild zeigt sie in einem typischen Fischerboot auf dem Weg zu einem Naturreiservat nördlich von Tolitoli.

Winano ihren Gesprächspartnern aufs Reisfeld, zum Fischen, zur Essenzubereitung oder zu den zahlreichen Zeremonien. „Einmal durften wir sogar bei einem Heiratsantrag dabei sein.“ Bei der Bearbeitung der Aufnahmen unterstützen sie auch zwei indonesische Linguisten sowie die javanische Anthropologin Jani Kuhnt-Saptodewo, die das Projekt mit ihrer eigenen Forschungsperspektive bereichert. „Ethnologen stellen andere Fragen und haben Interaktionsmöglichkeiten, auf die ich als Sprachwissenschaftler nie kommen würde“, sagt Nikolaus Himmelmann.

Leto hat beobachtet, dass viele Totoli ihre Sprache wieder mehr benutzen. Zudem unterstützen sie die Forscher nicht nur mit privaten Videoaufnahmen, sondern produzieren mittlerweile auch eine eigene Radiosendung. Jugendliche wiederum stöbern in städtischen Internetcafés im digitalen Archiv für bedrohte Sprachen. Die Aussichten für eine Wiederbelebung des Totoli stehen also nicht schlecht, zumal auch der indonesische Staat die kulturelle Entwicklung seiner Regionen fördert.

Dennoch stellt sich die Frage, wie der enorme Sprachenreichtum Indonesiens auf Dauer gesichert werden kann. Himmelmann, seit 2004 auch Präsident der Deutschen Gesellschaft für bedrohte Sprachen, setzt auf den Aufbau regionaler Forschungskompetenz. Gemeinsam mit Leto organisierte er im Rahmen des Projekts 2006 und 2007 auf Bali zwei Workshops für 14 junge indonesische Linguisten, die selbst Dokumentationsprojekte durchführen möchten. Im Frühjahr 2008 bewilligte die Stiftung zudem Mittel für ein weiteres Projekt, in dem Nikolaus Himmelmann unter anderem den Aufbau eines regionalen Dokumentationszentrums im indonesischen Teil von Papua unterstützen will (siehe Textkasten).

Mit einer Summe von rund 20 Millionen Euro wurden im Rahmen der Förderinitiative bisher über sechzig bedrohte Sprachen beschrieben. Was die Initiative darüber hinaus besonders auszeichnet, ist ihre Ausrichtung, die es unterschiedlichen Disziplinen ermöglicht, die eigene Forschungsperspektive zu erweitern. So ist die Linguistik in Bezug auf empirische Methoden mittlerweile Vorbild für andere Geisteswissenschaften. Als erstes elektronisches Archiv weltweit setzt auch das Archiv für bedrohte Sprachen am Max-Planck-Institut für Psycholinguistik in Nijmegen internationale Standards. An diese Erfolge will die VolkswagenStiftung nun anknüpfen und in der letzten Förderphase bis 2011 besonders das *Capacity Building* in den Zielregionen unterstützen sowie die entstandenen elektronischen Dokumentationen auf ihre Nutzbarkeit testen. Die vorgestellten Beispiele zeigen zudem, dass gerade Interesse von außen die Menschen kleiner und oft wenig geachteter Sprechergemeinschaften anregen kann, die eigene Kultur wieder mit Selbstbewusstsein zu vertreten – eine der wichtigsten Voraussetzungen, um Sprachen am Leben zu halten.

Melanie Ossenkop

Totoli-Sprecherin Yulin H. Larada (rechts) bereitet mit einer Nachbarin das traditionelle Gericht *ambaa siote* zu, ein Mahl aus Sago und Muscheln. Die Gespräche ebenso wie der Ablauf der Zubereitung werden von den Sprachforschern aufgezeichnet.



Dokumentation des Woi in West-Neuguinea

Mit 300.000 Euro unterstützt die VolkswagenStiftung seit dem Frühjahr 2008 ein weiteres Dokumentationsprojekt, an dem Professor Nikolaus Himmelmann beteiligt ist. Ein deutsch-indonesisches Forscherteam beschäftigt sich seitdem mit der stark bedrohten Sprache Woi, die auf der Insel Yapen in West-Neuguinea gesprochen wird. In West-Neuguinea, das politisch zu Indonesien gehört, verteilen sich 270 Sprachen auf rund 2,2 Millionen Einwohner – gemeinsam mit dem angrenzenden Papua-Neuguinea mithin jene Region, in der sich weltweit derzeit die größte sprachliche Vielfalt findet. Bedroht werden viele dieser Sprachen gegenwärtig von zwei Seiten: Zum einen setzt die Einwanderung anderer Sprechergemeinschaften den Gemeinschaften vor Ort zu; zum anderen verlieren diese durch schulbesuchs- oder berufsbedingte Auswanderung massiv an

Mitgliedern. Was die Situation auf der Insel Yapen zusätzlich erschwert: Internationale Holz- und Bergbaukonzerne beuten die natürlichen Ressourcen der Insel seit kurzem im starken Maße aus. So wird zurzeit auf der kleinen Insel ein überdimensional großer Flughafen gebaut.

Das Woi wird heute schätzungsweise nur noch von 300 bis 600 Personen aktiv gesprochen; das entspricht rund zehn bis zwanzig Prozent der ethnischen Woi-Bevölkerung. Außer einer vergleichenden Wörterliste aus dem Jahr 1961 gibt es bislang keine Dokumentation dieser austronesischen

Sprache. Neben den linguistischen Eigentümlichkeiten des Woi wollen die Wissenschaftler kulturelle Besonderheiten festhalten: So findet sich bei den Woi und benachbarten ethnischen Gemeinschaften zum Beispiel eine besondere Form der Konfliktlösung mit ritualisierten Dialogen und dem symbolischen Zerbrechen von Bambusstöcken. Auch eine ganze Bandbreite von Alltagssituationen wird in den Datenkorpus aufgenommen, der bis zu hundert Stunden Audio- und Videoaufnahmen umfassen soll. Um die Sprachdokumentation in der Region nachhaltig zu stützen, will das Team auf der Insel Yapen zudem ein Dokumentationszentrum unter der Leitung eines Muttersprachlers aufbauen.

Ergänzend soll an der indonesischen Universität in Manokwari ein regionales Dokumentationszentrum gegründet werden. Auf diese Weise wird sichergestellt, dass das



methodische Wissen – ganz im Sinne eines „*Capacity Building*“ – auch in der Region selbst verankert wird.

Eingebunden in das Vorhaben „*Establishing sustainable local structures for the documentation of endangered languages in Indonesian Papua: Documenting Woi*“ sind neben Nikolaus Himmelmann noch Dr. Alexander Loch, ebenfalls vom Institut für Allgemeine Sprachwissenschaft der Universität Münster, und der indonesische Kollege Yusuf Willem Sawaki von der Universitas Negri Papua in Manokwari.

Christian Jung